



Eine Maibetrachtung von Drohnen und Bienen.

Von Karl Germer.

„Summ, summ, summ — Bienenchen, summ herum!“ — — — —

Abgehärmte, blasse Kinder singen das Liedchen, das auch wir als Kinder sangen. Ein Kinderlied, harmlos und doch voller Sonne und Freude, mit einem Schimmer hoffender Zuversicht, der erfrischend in meine Seele fällt. Fühlen auch andere wie ich? Forschend spähe ich in die bleichen Gesichter der mir Entgegenkommenden. Und siehe da, sie lächeln. Ganz, ganz leise nur, aber doch genug, einen einzigen Funken vergessener Freude in ihrem Herzen zu wecken.

„Summ, summ, summ . . .“ Der Mai ist im Anzug, der göttliche Zauberünstler, der sieggelohnte. Wer will ihm widerstehen, wer seinem Zauber entfliehen? Ein Narr, wer das täte. Und dennoch, es gibt auch solche Narren. Ihnen will ich eine kurze Geschichte erzählen:

Jgendwo in der Welt lebt ein Volk, das seines Fleißes halber geliebt und geehrt wird. Sein Streben ist nur darauf gerichtet, durch Arbeit zu Wohlstand, Freiheit und Gleichheit zu kommen. Die Leitung des Staates liegt nur in einer einzigen Hand. Das ist möglich, weil das Volk in keine Parteien zersplittert ist. Jeder sagt sich: Ich bin ein Arbeiter und lebe von meinem Fleiß. Warum soll ich in meinem Arbeitsbruder einen Gegner sehen? Ganz im Gegenteil. Ich will ihm die Hand reichen, denn seine Interessen sind auch meine. Geht es ihm gut, geht es mir und dem ganzen Volke gut. Das ist ein vernünftiger Grundsat, der dem Volke herrliche Früchte trägt. Es ist stets fröhlich und guter Dinge, arbeitet so viel als seine Bedürfnisse es verlangen und macht Feierabend, wenn es satt oder zu Spiel und Tanz aufgelegt ist. Bei ihm gilt als oberstes und einzigstes Gesetz: „Einer für alle und alle für einen.“ Andere Gesetze braucht das Volk nicht. Ist das nicht herrlich?

Einmal im Jahre nun tritt das Volk zusammen, um zu beraten und festzustellen, ob auch seiner gegen das Gesetz verstoßen hat. Dann kommt es vor, daß dieser oder jener als Kläger auftritt, denn in der Natur aller Völker liegt es begründet, daß einzelne

immer Freude daran finden, sich an den Früchten fremder Arbeit zu bereichern. Unser Volk kennt da nur einen Urteilspruch: „Faulenzer sind zum Tode zu verurteilen.“ Das mag roh klingen, entspricht aber nur einem gesunden Empfinden, denn das Volk weiß genau: Töten wir die faulen Glieder unseres Staates nicht, wird Zank und Zwietracht unser Volk entzweien. Dulden wir, daß andere sich auf unsere Kosten mästen, wird unsere Zukunft Rot und Armut heißen. Der Maistag ist der Tag des Gerichtes und ein Feiertag.

Das ist die Geschichte. Gewiß nicht lang und doch voll unendlicher Weisheit und Erkenntnis. Das Volk ist jedem bekannt. Ich kam darauf, als ich die Kinder singen hörte: „Summ, summ, summ, Bienenchen, summ herum!“ — — — Wer hat nicht schon vom Bienenvolk gehört? Wer aber hat schon über den Zweck ihres Tuns nachgedacht?

Der Maientag hat mich auf die Straße gelockt. Langsam schreite ich an langen, grauen Häuserzeilen entlang. Vorbei an ruhigen Fabriken, die in ihrer Kruste und Schweigsamkeit an kranke Riesen erinnern. Wo sonst das Leben heftig pulste, wo Hammerschlag und Räderjurren den Takt abgaben zu der Arbeit unermüdlichem Lied, wo Kräfte sich ungehindert austobten, da ist es heute still. Still wie auf einem Friedhof.

Hungernd und schlaff umschleicht das Volk der Arbeit die Ruinen seines einstigen stolzen Schaffens. Wie ein Vorwurf trifft mich sein stummer Blick und seine Frage: Warum?

„Warum? Leset meine Geschichte.“

„Ja, aber die Rot, sie hat uns mürbe gemacht.“

„Wer hieß euch mürbe werden? Warum liebt ihr euch spalten und zerreißen. Wer liebt die Drohnen Herren werden? Wer duckt sich als Sklaven feig unter ihre Faust? Das wart doch ihr?“

„Das waren wir — — — und jetzt ist es zu spät.“

„Zu spät? Ha! Ihr Loren, Meunnen! Das sagt ihr mir und jetzt im Mai? Wozu

habt ihr denn eure Häufte? Nimmt man euch euer Recht auf Arbeit, was soll da die Faust geballt in der Tasche? Heraus damit, heraus auf die Straße. Ihr wißt, daß heute Richttag ist.“

Kann so ein Volk zugrunde gehen? Kann je ein Wille so stumpf werden?

Nein, Nein!

Nein, Nein!

Mai ist ja, Mai! Was morsch ist fällt. Das Leben aber wächst von unten heraus. Ist Arbeit nicht das Leben? Nichtstun aber Faulnis? Wer will noch zweifeln?

Am Himmel steht Morgenrot. Was soll es? Ich weiß, es kündigt Regen an. Soll mich aber der Regen schrecken, weil ich weiß, daß er von der Sonne geboren ist? Hinaus! Hinaus!

Haha! Eins, zwei, links, rechts — — — Eins, zwei, hundert, tausend, hunderttausend. Ha! Mehr, immer mehr! Eins, zwei — ein Regiment, eine Armee, mehr! Noch mehr! Ein Volk muß es sein! Wer zählt denn noch? Seht ihr nicht die Riesenschar, die sich dort unter unzähligen Bannern sammelt? Erkennt ihr die hohlen Gesichter der Kinder, Mütter, Väter, der Jungen und Greise? Maientag! Richttag!

Sind es Tränen, ist es ein Lächeln, das in meiner Kehle steckt? Ich weiß es nicht; ist ja auch gleich. Eines aber weiß ich: die Rot ist vergänglich, wenn wir wollen.

Drohnen sind nicht unsterblich, wenn Bienen wollen.

Das Glück ist greifbar, wenn wir wollen. Warum sollen wir nicht wollen? Warum Rot leiden wollen? Der Mai deckt allen den Dreck, die da eilig sind. Dreimal wehe über den, der diese Einheit stört. Was macht das Meer so gewaltig, wenn nicht die züngelnde Furchbarkeit? Was macht uns so stark, wenn nicht Einigkeit?

Die Massen jubeln es doch einmal hinaus in den Maientag:

Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!

Dann zittern die Drohnen: Richttag!

Die Brücke.

Hört ihr den tausendfachen Schritten?
Die Brücke dröhnt von seiner Wucht.
Es wirbt und lockt: Kommt mit! Kommt mit!
Ihr alle, die ihr kämpft und sucht.
Nicht zögernd in die Nacht gestürzt!
Marchiert! Marchiert!

Tief unten zieht der breite Fluß.
Er braust und brandet ohne Ruh
Und wühlt sich, wie er will und muß,
Dem fernem Hafensiege zu.
Hell aus dem Brausen triumphiert:
Marchiert! Marchiert!

Und unten Strom und oben Strom,
Sie reißen fort die faule Zeit.
Groß auf der Brücke wächst ein Dom
Und öffnet seine Hallen weit,
Darin sich neue Welt gebiert.
Marchiert! Marchiert!

Karl Bröger.

Sechs rote Fähnchen.

Von Max Barthel.

Im Frühling 1916 kam der Soldat Paul Brennert zum erstenmal ins Feld. Sein Regiment lag in den Wäldern vor Verdun. Brennert war ein Stadtmensch und hatte wenig Sinn für junge Wälder, kühle Quellen und strahlende Blumen, er war selbst kühl und klar und konnte sich auch für den großen Krieg nicht begeistern. Er wußte, daß all die schönen Worte, mit denen der Mutwahnsinn heilig gesprochen wurde, nur glänzende Attrappen ohne Inhalt waren, er wußte, daß es in diesem Krieg um andere Dinge ging, um die Rohstoffe, um die Verteilung des Weltmarktes, um die Herrschaft über Kohle, Eisen, Öl und die Kolonien. Der Soldat liebte sein Land, aber er liebte es nicht so blind, um den fernem Glanz anderer Länder nicht zu sehen, um nicht zu wissen, daß erst im Zusammenklang aller Nationen die Musik der Welt erbrause.

Auch jetzt erbrause die Musik der Welt. Sie erbrause und heulte auf, im krachenden Kratzen der großen Geschütze, im feurigen Getöse der Bomben und Granaten, im verfluchten Lärm der Maschinengewehre, in den dumpfen Paukenschlägen fallender Minen und der qualvollen Not des Hinterlandes, die wie eine gläserne Wolke auch in der Front über den kämpfenden Völkern stand, klirrte und manchmal wimmernd zerfiel.

Der Soldat Brennert erlebte in den Wäldern von Verdun zum erstenmal den Frühling, den Aufbruch junger Buchenwälder, die Leuchtkraft duftender Wiesen, den Schmelz frühen und späten Vogelgezwitschers. Er erlebte das alles, wenn die Geschütze schwiegen, er erlebte das zwischen den Atemzügen neuer Gefechte und Vorstöße. Er fand auch zwei Freunde, und oft sahen in den Nächten die drei jungen Männer zusammen, sprachen über den Krieg und noch mehr über den Frieden, sie sprachen auch über jene Bewegung, in der sie Heimat und Vaterland gefunden hatten, sie sprachen leidenschaftlich über den Sozialismus und seine losbarste Mäute: den Weltfrieden, die Völkerverbrüderung.

Aber man kann nicht nachts über den Frieden sprechen und am Tage dem Kriege dienen. Das erkannten auch die drei Soldaten und sie beschloßen, einen Tag sich zu ihrer Idee zu bekennen und als sichtbares Zeichen eine kleine rote Fahne zu hissen. Und der Tag, an dem die Fahne aufstieg, war der 1. Mai.

Die Kompanie, in der die Freunde standen, war eine Arbeiterkompanie aus Berlin. Schlosser, Schmiede, Mechaniker, Tischler, Straßenbahnkassierer und einige Kaufleute hatte das

Schicksal zusammengeworfen. Das Regiment war ein Reservebataillon und die Unteroffiziere und auch die Offiziere standen dem Leben viel näher als die aktiven Führer. Wohl nur aus dieser Zusammenstellung war es möglich, daß auf dem Unterstand der 8. Korporalschaft am 1. Mai sechs kleine rote Fähnchen wehten. Sechs winzige rote Fahnen, die von den grauen Mänteln gerissen wurden, die sechs roten Spiegel als Banner ins Licht gestellt, erhöht und heilig gesprochen.

Der Tag war vor Verdun friedlich. In den Argonnen trachten Minen. Ja, es war Krieg in der Welt, und über den Ländern wehte die schwarze Fahne des Todes. Die drei Soldaten taten ihren Dienst wie sonst. Erst gegen Mittag emblette der Unteroffizier Müller die kleinen Fahnen. Müller war in Berlin Mitglied der Partei gewesen und fand jetzt am Rande der Schlacht Genossen. Er ging in das Erdloch, über dem die Fähnchen wehten und fragte:

„Wer von euch hat die Fahnen aufgesteckt?“
„Ja,“ antwortete Brennert, „heute ist erster Mai.“

„Und morgen ist der zweite Mai, Mann Gottes. Willst du auf eigene Faust Frieden schließen.“

„Wenn ich könnte, ja sofort. Aber...“
„Menschenskind,“ sagte Müller, glaubst du, ich bin mit Wollust in dieser Schweinerei? Glaubst du, ich wähle nicht, daß die roten Fähnchen...“

Und plötzlich begann der Unteroffizier zu lachen, bespritzte zu lachen, klopfte Brennert auf die Schultern und sagte:

„Und da muß so ein junger Kerl kommen

und mich alten Lämmel daran erinnern, daß heute der erste Mai ist... Und wenn der Feldwebel medert, laßt ihn modern! Mein Mensch soll die Fahnen herunterreißen!“

Bis zum Abend wehten die kleinen Fahnen über dem Unterstand, bis in die Nacht wehten sie, die sechs kleinen Fahnen in den Wäldern vor Verdun. Und wenn sie auch nicht mehr waren als nur eine schöne Geste dreier Arbeiter, die sich mit der Weltarmee ihrer Genossen verbinden wollten, die ihre Herzen nicht unterdrücken konnten, die über den Krieg den Frieden nicht vergaßen; sie leuchteten und flammten bis in die sternensatte Nacht.

Auch der Feldwebel, der das rote Tuch nicht liebte, hatte die sechs Fahnen gesehen. Am übernächsten Tage sollte ein Vorstoß eintreffen. Warum also am Rande des Todes sich über kleine Fahnen erregen? Bald würden die schwarzen Fahnen des Trommelfeuers flattern, die gelben Blitze der Langrohrgeschütze zuden, bald würde nicht nur das Tuch kleiner Banner rot sein, die rote Farbe würde blutig und purpurn über die ganze Erde spritzen.

Als der Vorstoß überstanden und das Bataillon in Ruhe war, nahm sich der Feldwebel, der kurz vor der Schlacht so philosophische Gedanken hatte, die drei Soldaten dennoch vor. Er emblette, daß von den Mänteln der Ersatzreferaristen Brennert, Schmidt und Kruschke die roten Spiegel abgerissen waren und schickte die drei Soldaten zwei Stunden zum Straßenerzieren. Aber Schmidt, Brennert und Kruschke fanden das Bittere süß. Sie exerzierten mit dem erhöhten Herzschlage kleiner Märrer. Sie hatten am 1. Mai sechs kleine rote Fähnchen gehißt und waren mit glücklich, dafür auch zu leiden.

Die Seele eines Affen.

Von Ernest Thompson Seton.

In der Serie der berühmten Tiergeschichten Ernest Thompson Setons ist eine Sammlung von 7 Erzählungen „Tiere der Wildnis“ (geb. M. 5.60) erschienen. Was die prächtigen Erzählungen Thompson Setons auszeichnet, das ist, daß sie von jung und alt mit gleichem Vergnügen gelesen werden können und es verdienen, in jeder Bibliothek eingereiht zu werden. Der nachstehende Aufsatz ist einem der Kapitel des Buches mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages, „Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Französischer Verlagshandlung“ entnommen:

Es war kaum ein Vierteljahr seit Finny's Ankunft in Wardmans Menagerie vergangen, und wenn sie auch in den zoologischen Katalogen keine bedeutende Stelle einnahm, so unterlag es schwerlich einem Zweifel, daß sie der Liebling des Oberwärters war. Und der Grund davon war nicht nur, daß er sie aus einer Ausgestoßenen in den „liebenswertigsten Affen, den er je gekannt“, verwandelt hatte, sondern daß hinter ihren glänzenden dunkeln Augen wirklich eine fast menschliche Persönlichkeit zu stehen schien; immer zeigte sie sprühende Lebhaftigkeit und tiefe Zuneigung. Kein Wunder, daß Bonams erster Gang beim Antritt seines Dienstes jeden Morgen zu Finny führte.

Eines Morgens hatte er sich etwas veripäpelt. Als er dem Käfig näher kam, sah er eine Menge Zuschauer davor, und oft wiederholter Beifall und Gelächter zeigten ihm, daß das Publikum sich an den Posten der Affen ergötze. Auch wunderte er sich nicht, als er bemerkte konnte, daß es Finny war, die ihre Künste zum

besten gab; er hatte es nicht anders erwartet, war sie doch unterhaltender als alle anderen zusammen genommen. Sie pflegte auf einem gespannten Seil zu gehen, nachdem sie sich die Füße mit einem Stück Kreide bestrichen hatte, das man ihr zuerst zum Spaß gab, das sie aber gebrauchen lernte; übrigens hatte sie später auch noch gelernt, sich zum Einzigen der Menge die Nasenspitze anzukneifen. Ein anderes Kunststück von ihr war folgendes: Sie stand dicht hinter den Gitterstäben auf dem Kopf, hielt sich mit den Hinterfüßen oben fest, schwang sich dann nach der Seite zu so hoch, daß ihre Vorderfüße weit über den hinteren Halt fassen konnten, und wiederholte diese Bewegung so oft, bis sie sich bis zur Decke befördert hatte, und kam nun mit umgekehrten Griffen wieder zum Boden zurück.

Trotz aller gedruckten Verbote und Warnungen langte eine Frau unter dem Gitter mit ihrer Hand hinein, um einen Affen, der den Zuschauern seine Hinterseite zulehrte, am Schwanz zu ziehen, und kam dabei so nahe, daß Finny ihren Put an sich reißen konnte. Sie setzte ihn auf, fuhr in ihren Vorstellungen fort und erregte einen noch größeren Beifallssturm der Menge. Es ist kein Zweifel, daß sie den Beifall schätzte, denn man hatte bemerkt, daß sie immer vor einer großen Menge ihr Bestes tat. Die meisten Affen haben etwas Menschliches an sich, aber bei Finny war dies in ungewöhnlichem Maße der Fall, und der Hauptwärtter nahm ein persönliches Interesse an ihr; so ging er denn auch mit dem Gefühl persönlichen Stolzes an seine Tagesarbeit.

Zwischen spielte Finny ihre lebhaftige Rolle vor einem lebhaften Publikum weiter. Kleine Jungen warfen Erdnüsse hin, die sie aber nicht

mehr beachtete, denn ihre Backen strotzten schon davon, und Erwachsene warfen Bonbons, die sie schleunigst vor den anderen Affen in Sicherheit brachte, denn sie war die größte im Käfig und stand in dem wohlverdienten Rufe, das es nicht ratsam sei, mit ihr anzubinden. Alle, außer der Eigentümerin des geraubten Hutes, waren vor Vergnügen außer sich, als sie ihn in seine Urbestandteile zerlegte und die abgerissenen Bestandteile von sich spie. Dann begann sie auf stürmisches Verlangen der unerfährlichen Zuschauer wohl ihren zehnten Schwingaufzug am Käfiggitter. Als sie sich dabei mit der Brust dicht an die Eisenstäbe drückte, zog ein grober, aber stugerhaft gekleideter Mann, von einem unbegreiflichen teuflischen Drange getrieben, einen langen Stoddegen und stach den Affen in die Leude. Mit einem Schmerzensschrei fiel er zu Boden, und im Nu änderte sich die Szene. Von Furcht und Abscheu ergriffen, flüchteten alle kleineren Affen schreiend auf die höchsten Eise. Die vorderen Zuschauer waren entsetzt und riefen laut: „Schande!“, während die hinteren vordrängten, um zu erfahren, was los sei.

Wie kann nur ein Mensch so grausam handeln? Der schändliche Kerl schien tatsächlich den Affen aus bloßem Vergnügen am Wehtun gestochen zu haben.

Nach dem ersten Ausschrei war Finny herabgefallen; dann schleppte sie sich in den entferntesten Winkel des Käfigs, wo sie jammernd mit den Händen auf der Wunde saß. Aus der Menge rief es jetzt durcheinander: „Wo ist der Wärter?“ „Dolt die Polizei!“ „Der Rohling muß verhaftet werden!“

Der Hauptwärter hörte den Lärm und kam schnell, Unheil witternd, herbei. „Was ist los“, rief er, und alles schrie durcheinander. Nur das eine konnte er hören: „Finny ist verlegt.“ Und ein kleiner Junge sagte aufgeregt: „Ich hab' gesehn, wie er's getan hat. Es war der Große da. Er hat sie mit 'm Stod' gestochen.“

Aber der Große war verschwunden, und es war vielleicht besser so, denn der Hauptwärter wütete, als er hörte, daß sein Liebling das Opfer sei, und hätte er den rohen Menschen da gehabt, so hätte es wahrscheinlich ein zweites, sehr unerquickliches Schauspiel gegeben.

Finny saß immer noch jammernd im Hintergrunde des Käfigs. Der Tagwächter hatte ihr helfen wollen, aber sie schien wieder von ihrer gangen früheren Wildheit besessen zu sein, und er wagte nicht, sich ihr zu nähern. Als Bonamy zur Tür eilte, kam auch gerade der Besitzer an und protestierte: „Nun, ich rate Ihnen, nicht hineinzugehen, sie ist gefährlich. Sie kennen ihre Art.“ Ja, Bonamy kannte sie besser als sonst jemand und trat ein.

Da hinten im Winkel befand sich Finny, hielt ihre Hand auf der verwundeten Stelle, jammerte ein wenig, blinnte aber trotzig und wild um sich, so wie sie es früher zu tun pflegte. Sie knurrte heftig, als er hereintrat, aber er bückte sich und sprach zu ihr: „Nun, Finny, nun, Finny?“ „Ich will dir doch helfen! Kennst du mich nicht, Finny?“

Schließlich machte er doch so viel Eindruck auf sie, daß sie ihm erlaubte, ihre Hände aufzuheben und die Wunde zu untersuchen, die sich als klein, tief und schmerzhaft erwies. Er wusch sie mit einer antiseptischen Lösung und legte ein Heftpflaster darauf. Sie jammerte während seiner Handtierung, dann schien sie ruhig. Als er wegging, rief sie ihn, wie es Affen zu tun pflegen, mit einem wimmernden „Errr, errr“ zurück, aber er mußte in sein Geschäftszimmer.

Am nächsten Morgen ging's nicht besser, das Heftpflaster hatte sie abgerissen. Er schalt sie: „Du böse Finny,“ sagte er wiederholt. Sie versteckte ihre Augen hinter ihrem Arm und ließ sich ein zweites Pflaster aufheben, fing

aber wieder an, es wegzureißen, sobald er den Rückenkehrte, und wurde wieder gescholten, bis sie sich zu schämen oder zu fürchten schien. Doch am nächsten Morgen, als er den Käfig betrat, war es wieder fort.

Dreimal kam er nun jeden Tag, und sie saß immer noch jammernd hinten im Käfig und hielt die Hand auf die schmerzende Wunde. Immer ermunterte sie sich, wenn er hereinkam, und ließ das leise, weinerliche „Errr, errr“ hören, wenn er sie anrührte. Aber ihre Wunde heilte nicht; sie sah geschwollen und entzündet aus, und jeden Tag regte sie sich mehr auf, wenn er wegging. Dann schlang sie ihre Arme um ihn, jammerte und bat ihn nach Affen Weise, bei ihr zu bleiben. Aber jemand anderes duldete sie nicht bei sich, und er wußte nicht, wie er es mit seinen Berufspflichten vereinen sollte. So entschloß er sich denn eines Tages kurz, obwohl der Tierbesitzer jagte, er sei „verrückt“. Er nahm den Affen auf den Arm, und sie hing sich wie ein Kind um seinen Hals, während er sie in sein Geschäftszimmer trug. Sie nahm auf einem Stuhl Platz und schien ganz munter. widelte sich in das Tuch, das er um sie schlug, und sah ihm die ganze Zeit bei seiner Schreibarbeit zu. Von Zeit zu Zeit ließ sie das weinerliche „Errr, errr“ hören, dann streckte er die Hand aus und streichelte ihr den Kopf. Das tat ihr wohl; sie gab ein behagliches Knurren von sich und sank in den Stuhl zurück.

Aber so oft er draußen etwas zu tun hatte und das Zimmer verlassen mußte, gab es eine unangenehme Szene. Da er diese gern vermeiden wollte, so machte er sich von jeder Außenarbeit frei, soweit dies irgend möglich war. Es war sehr niederdrückend, aber er sah jetzt, daß es mit Finny nicht mehr lange dauern würde, und er hatte sie so lieb gewonnen, daß er es nicht ertragen konnte, sie zu betrüben.

Da auch die drei täglichen Mahlzeiten die gleiche Aufregung verursachten, ließ er sich kein Essen aufs Zimmer bringen.

Bald war es offenbar, daß es mit Finny in kurzem aus sein mußte. Sie konnte nicht mehr sitzen, ihre braunen Augen hasieten nicht mehr an der Uhr, die ihr lebendig schien, und erheiterten sich auch nicht mehr, wenn er zu ihr sprach. So brachte er sie in einer kleinen Hängematte bei seinem Schreibtisch unter. Darin lag sie und beobachtete ihn mit einem schmerzlichen Zug auf ihrem Gesicht und rief ihn, wenn er ihre Anwesenheit zu vergessen schien. Dann gab er der Hängematte einen kleinen Schwung, was sie zufrieden stellte. Er hatte bei der Buchführung gespannt zu schreiben; das gefiel ihr nicht, weil er dann nicht nach ihr sehen konnte. So pflegte er ihr die linke Hand auf den Kopf zu legen, während er mit der rechten schrieb. Sie hielt eine Hand auf der Wunde und mit der anderen umklammerte sie ängstlich die seine.

Eines Abends hatte er ihr das hiesige Suppe gegeben, das sie nehmen wollte, hatte sie wie gewöhnlich in die Hängematte gewickelt und wollte weggehen; aber sie jammerte und schien es nicht aushalten zu können, daß er sie verließ. Immer wieder ließ sie das leise „Errr, errr“ hören, so daß er sich entschloß, dazubleiben. Aber zum Schlafen kam er nicht. Um neun Uhr hielt sie kraftlos seine linke Hand in ihrer, und er versuchte, mit der anderen ein paar Entwürfe zu machen; da fing sie an, mit ihrer weinerlichen Stimme zu rufen: aber leise und langsam, denn sie war sehr schwach. Er sprach zu ihr und sie hielt seine Hand, aber das war nicht genug, sie wollte noch etwas. Er beugte sich über sie, sagte: „Was ist, Finny?“ und streichelte sie liebevoll. Sie nahm seine beiden Hände in ihre, drückte sie mit krampfhafter Gewalt an ihre Brust; dann durchsuchte ein Schauer ihren

Körper; sie lag steif und still; und er wußte, daß Finny tot war.

Die unberbrannte Witwe.

Sie heißt Fatimah, wohnt aber nicht in Mahatma Ghandis und Tagores Land, sondern auf Bali, der glücklichen Insel im Süden Javas. Sie ist auch keine junge, unverheiratete Schöne, deren Anblick in die kühnsten Abenteuer und Romane verstriden könnte. Fatimah hat ihren Roman vielmehr schon 20 Jahre hinter sich, einen Roman, so grauhaft, daß man Mühe hat, ihr zu begreifen

Jeder Tourist, der auf Bali war, hat Fatimah gesehen. Sie führt einen Laden, in dem sie den Reisenden wundervolles balinesisches Silber und golddurchwirkte Tücher verkauft. Tritt man ein, wird man empfangen von einer etwa 40 Jahre alten Balinesin, die aus ruhigem Antlitz mit schwarzen, stillen Augen schaut.

Doch war dieses Gesicht nicht immer so ruhig und blinnte die dunklen Augen nicht immer so still. Vor 20 Jahren hat ein Grauen auf diesem Gesicht gelegen und Todesangst in den stillen Augen gesadert.

Vor 20 Jahren sollte Fatimah lebend verbrannt werden. Sie war damals eine der Frauen eines balinesischen Prinzen, der plötzlich ins Nirwana berufen wurde. Die knapp zwei Jahrzehnte alte Fatimah und die andern Witwen sollten nach balinesischem Brauche, den Buddha vorgeschrieben, verbrannt werden, lebend mit der Leiche des Verstorbenen verbrannt werden, damit seinem Geiste ins Jenseits die Geister derer folgten, die ihm lieb waren.

Fatimah als einzige von allen flüchtete zum holländischen Regierungsbeamten auf Bali und rettete so ihr junges Leben.

Seitdem sind auf Bali keine Witwen mehr mit der Leiche ihrer Gatten verbrannt worden.

Fatimah verkauft in ihrem Laden schönes Silber und golddurchwirkte Tücher, die dem Europäer eintragen einen Abglanz tropischer Herrlichkeit ins Heim zaubern. Nichts deutet mehr auf das schreckliche Jugenberlebnis der Verkäuferin, die ins Leben flüchten mußte. Die Zeit heilt alles und mildert auch die schrecklichsten Erinnerungen.

Ob wohl alle Balinesinnen begreifen, was sie Fatimah zu danken haben?

Was mancher nicht weiß.

127 Nobelpreise. Nach einer Statistik sind bis jetzt 127 Nobelpreise zur Verteilung gelangt. Davon entfallen auf Deutschland 28, Frankreich 21, England 15, Schweden 9, die Schweiz 8, U. S. A. 7, Dänemark 6, Holland 6, Desterreich 5, Belgien 5, Italien 4, Norwegen 4, Spanien 3, Kanada 2, Polen 2, Indien 1, Rußland 1.

Ein Ersatz für die Wünschelrute erfunden? Der französische Offizier de Bogas hat ein neues Verfahren zur Feststellung unterirdischer Wasser- oder Metalladern erfunden. Der Apparat beruht auf dem Prinzip der Radioapparate und soll gestatten, durch den Boden elektrische Ströme zu senden, die dem Wege des geringsten Widerstandes folgen. Der Stromverlauf wird durch den Apparat graphisch dargestellt und dadurch die genaue Feststellung ermöglicht, wo sich an den unterirdischen Stellen Wasser- oder Metalladern, Kohlenflöze oder Petroleumquellen befinden.

Fische, die im Eise schlafen. Der Direktor eines amerikanischen Aquariums will jetzt seltene Exemplare von Fischen aus Alaska in Eisblöcken einführen und sie dann auftauen, um sie in Schaubehälter zu legen. Statt saurehaltiges Wasser wird zum Gefrieren gebracht, in den F

entstandenen Eisblock bohrt man Löcher, in die die vorher zum Erfrieren gebrachten Fische gesteckt werden.

Tiefseefische, die mit dem Hижнек plötzlich an die Oberfläche kommen, zerplatzen, weil der ungeheure Tiefendruck der Wassersäule aufgehört hat.

Eine drei Meter lange Riefeneidechse, welche auf den Sunda-Inseln gefangen wurde, ist nach Europa gebracht worden und befindet sich jetzt im Zoologischen Garten von Amsterdam.

Gebanten-Splitter.

Arabische Sprüche.

Ein Fremder ist blind mit offenen Augen.

Selbst das Bambusrohr gleicht einem Neudemählen — wenn du es so kleidest.

Wenn eine Schlange gebissen, der rennt vor einem Bindfadenende davon.

Ber eine alte Frau zum Hochzeitsfest einlädt, darf sich nicht wundern, wenn sie ist und Galtst.

Nur unter dem Druck seiner Bürde ruft der Holzträger nach Gott.

Wenn eine Rose dabei steht, wird auch der Dornstrauch bewässert.

Ein Brunnen, der süßes Wasser gibt, ist immer leer.

Wenn du einer Eule folgst, führt sie dich in eine Ruine.

Allerlei.

Eine schwimmende Universität. In Kopenhagen erwartet man in diesen Tagen, wie die dortigen Blätter berichten, die Ankunft des 12.527 Registrier-tonnen großen Dampfers der Holland-Amerika-Linie „Rijn-dam“, der 487 Studenten, worunter 57 weibliche und rund ein halbes Hundert akademische Lehrer an Bord hat, aber nicht als gewöhnliche Passagiere, sondern als Gäste für eine längere Zeitdauer, die in Ausführung einer echt amerikanischen Idee die Aufgabe des Lernens und Unterrichts mit einer den Vorteilen praktischer Aufschauung bietenden Weltreise verbinden. Das Schiff, das am 18. September 1926 den Hafen von New York verlassen hat, wandte sich zunächst durch den Panamalanal nach Ostafrika; von dort fuhr es durch den Suezkanal nach Europa, wo es in einer Reihe von Häfen anlegte. Im Adriatischen Meer brach eine Epidemie an Bord aus, und zwei von ihr befallene Matrosen mußten deswegen in Triest ans Land gesetzt werden. In Kopenhagen trifft der Dampfer von Hamburg her ein, von wo aus seine Passagiere einen Absteher nach Berlin gemacht haben; die nächsten Ziele werden alsdann Göteborg und Oslo sein, und nachdem England besucht ist, soll der „Rijn-dam“ in den ersten Matagen im Hafen von Boston ankommen. Rektor der schwimmenden Universität ist Dr. Albert R. Hedel aus Missouri, und unter den Professoren sollen sich verschiedene in der ganzen wissenschaftlichen Welt gut bekannte Gelehrte befinden. Die Studenten führen an Bord das gleiche Leben wie in ihrer Heimat; es gibt regelmäßig Vorlesungen und Übungen im Laboratorium, aber natürlich bemüht man überall die Gelegenheit zum Land-

auch zu Besuchen, vornehmlich um sich Museen und höhere Lehranstalten anzusehen. Einmal in der Woche wird auf dem Hinterdeck getanzt, sonst aber ist das Leben an Bord ganz dem Studium und der Arbeit gewidmet, wofür alle Hilfsmittel vorhanden sind.

Der Typhus in Afrika. Eine verheerende Typhusepidemie, die bis zur Stunde nach vorläufiger Schätzung mindestens 600.000 Opfer gefordert haben soll, durchzieht den dunklen Erdteil von Westen nach Osten; der Tod hält in einem Gebiet das sich über 5000 Kilometer erstreckt, furchtbare Ernte. Die Zeuche, die langsam und schleichend vordringt, kommt aus den britischen Besitzungen in Westafrika, aus der Gegend des Niger und des Tschadsees. Zum ersten Male ist sie in Wadai vor nunmehr sechs Jahren festgestellt worden. Die genaue Ziffer der Todesfälle ist nicht bekannt; Einzelangaben mögen einen Begriff von dem Wüten des Typhus vermitteln: In Brni sind ihm 50.000 Menschen erlegen, eine Zahl, die in Kalo am Niger noch weit übertroffen wird. Im September des vergangenen Jahres hatte die Zeuche Darfur im angloägyptischen Sudan erreicht. Zurzeit wütet sie in den Bezirken von Zalingei, Kpala, Kschelbia; die Behörden von Zalingei melden schon jetzt 10.000 Tote bei einer Bevölkerung von 45.000 Seelen. Außerdem verwüstet die Epidemie den mittleren Sudan.

Allerlei Hausrezepte

Ränfe verabscheuen den Terpentingeruch. Man verschleucht sie deshalb, indem man den Eingang ihrer Löcher mit Wapen verstopft, die man tüchtig mit Terpentin getränkt hat.

Ein gutes Putzwasser für Fenster und Spiegelscheiben erhält man, wenn man dem Wasser eine kräftige Dosis Salz beifügt.

Ekzrem bewahrt man beim Auskühlen vor der unerwünschten Haut, indem man das Gefäß mit einem zusammengefalteten Stück Papier oder einem Tuch bedeckt.

Das Gleiten oder Umkippen der Gefäße beim Umrühren, das so leicht vorkommt, wenn man die Speisen umrührt und mit der anderen Hand die Zutaten beifügt, verhütet man, indem man sie auf ein zusammengefaltetes Tuch stellt.

Ein gutes Gurgelmittel bei Halsentzündungen ist Kochsalz, in lauwarmem Wasser aufgelöst.

Damit die Butter im Sommer fest bleibt, fülle man ein Holzgefäß mit Sand. Die Butter drücke man in einen weiten, irdenen Topf, den man zudeckt, und grabe diesen in den Sand, den man feucht hält, ein.

Holzgeräte, Quirle und Wöfel, die beim Obstochen fleckig geworden sind, lasse man etwa eine Viertelstunde in Chlorwasser kochen und reibe sie dann noch tüchtig ab. Der unangenehme Chlorgeruch verschwindet, wenn man die Holz-sachen für einige Zeit in frisches Wasser legt, das öfter erneuert wird.

Linoleum wäscht man am besten mit einem weichen Tuch und lauwarmem oder kaltem Wasser ab, weil heißes Wasser und Seife das Material angreifen würde.

Weiteres.

Eisenbahner-Anekdoten.

Ein weißer Schaffner. Zwei Damen sitzen zusammen im Eisenbahnabteil. Die eine öffnet das Fenster, aber die andere erhebt lauten Einspruch und behauptet, daß ihr der Luftzug den Tod bringen werde. Die erste erklärt dagegen, der Schlag werde sie rühren, wenn das Fenster

nicht offen bleibe. Unterdes, als gerade die zweite Dame mit allen Zeichen der Entrüstung das Fenster wieder geschlossen hat, ist der Schaffner des Zuges hinzugekommen. Er hört sich das fortgesetzte Lamento der beiden erregten Damen eine Weile mit an und entscheidet dann mit salomonischer Weisheit: „Jetzt machen wir erst das Fenster auf, dann sterben Sie, und dann schließen wir es — dann sterben Sie: und dann haben wir endlich Ruhe.“

Der schwäbische Schaffner. Aiderlen-Wächter erzählt in seinen Lebenserinnerungen: Ein Bauer hatte die Finger in der Coupé eingeklemmt und sagte, als ihn der Schaffner befreite: „Au, das tut aber weh!“ Darauf erwiderte der Schaffner: „Ja, wenn's euch Säubauern auch noch wohl tüt, hättet ihr de ganze Tag v' Pratsche drin.“ — Als einstmahl auch ein Pfarrer sich die Finger eingeklemmt hatte, sagte dieser Schaffner zu ihm: „Gelt, jetzt möcht auch was anders sein als ein Pfarrer, damit sagen könntst: Himmelherrgottstaktament!“

Zweck des Kursbuches. Reisender (gereizt): „Ja, was für einen Zweck hat denn das ganze Kursbuch, wenn die Züge doch nie pünktlich ankommen?“ Stationsvorsteher: „Wir müssen doch wissen, wieviel Verspätung sie haben.“

Sparjamkeit über alles. In der Lokomotivführerschule war als Lehrer ein Eisenbahningenieur, der den Sparjamkeitsfimmel hatte. „Keinen Tropfen Öl verschwenden!“ beehrte er seine Schüler immer wieder. „Und auch nie die verbrauchte Putzwolle runliegen lassen oder wegworfen, das kostet alles Geld,“ und immer wieder prägte er den Anwärtern ein, sparsam mit Schmieröl und Putzwolle umzugehen. Und als eines Tages die Vorprüfung stattfand, kam ein Regierungsrat von der Eisenbahndirektion. Einem Prüfling stellte er folgende Frage: „Sie fahren auf einer eingleisigen Strecke in voller Fahrt und sehen plötzlich, daß Ihnen aus der andern Richtung eine Schnellzuglokomotive entgegenkommt. Was würden Sie tun?“ Da sagte der strebsame Jüngling: „Delfanne und Putzwolle nehmen und rasch abspringen.“

Rätsel-Ecke.

Silbenrätsel

am as brandt cha des di drei el en ene em es fen
fried ge ha haus horn in le le ma na nas nek
rem ri sa schich se sen si stig sieg sig te ter turn
un za ze. Aus diesen Silben bilde man 18
Wörter folgender Bedeutung: 1. Zahl, 2. Weiblicher Vorname, 3. Berühmter Maler, 4. Vogel, 5. Englisches Parlament, 6. Unterrichtsfach, 7. Nebenfluß des Rheins, 8. Längennuß, 9. Indischer Staat, 10. Raquetier, 11. Bekanntter Astro-nom, 12. Rinderspielzeug, 13. Männlicher Vorname, 14. Stadt im Rheinland, 15. Afrikanisches Tier, 16. Wagneroper, 17. Afrikanisches Land, 18. Planet. Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter von oben nach unten und die dritten Buchstaben in umgekehrter Reihenfolge gelesen, ergeben ein Schillerwort. (h und k = ein Buchstabe.)

Schüttelreimrätsel.

Das Wörtchen ist ein Eiermaß,
zum Nachhich es Herr Meier ab.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Silbenrätsel. 1. Kirche; 2. Unstrut; 3. Ne-ren; 4. Seife; 5. Tiefurt; 6. Universität; 7. Nan-sen; 8. Dietrich; 9. Nasborn; 10. Anna; 11. Tannus; 12. Ukraine. — „Kunst und Na-tur sei eines nur.“ (Lessing.)